

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 49 (1955)
Heft: 4

Artikel: Die Schule als Trägerin des Friedensgedankens
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-139994>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

jenem Gespräch saß plötzlich ganz unvermittelt und ohne Beziehung auf dieses vor mir ein fremder deutscher Pfarrer und fragte, ob ich nicht einen Vortrag vor den Heidelberger Studenten über ein jüdisches Thema halten wolle. Ich sagte ohne jedes Bedenken zu, denn er erschien mir einfach als Bote.

Als ich dann nach einer fast durchgearbeiteten Nacht im Begriff war abzureisen, schon der Taxi vor der Türe stand, drehte ich mich noch einmal um, verfehlte dadurch die oberste Stufe und fiel die steinerne Treppe hinunter. Das Wort Unfall war mir die Tage vorher immer im Kopf herumgeschwirrt. Nun zeigte sich, daß es eine Wirklichkeit war. Denn ein Zufall konnte auch dies nicht gewesen sein. Ich wurde ins Spital gebracht und bin seit drei Jahren nie mehr gesund geworden. Ich bin dem Tode so nah gewesen, daß keine Genesung mehr möglich schien. Aber vielleicht ist mir damals das Reich nah gewesen. In dieser Zeit habe ich unendlich viel Liebes von den Menschen erfahren, aber auch vieles, was mich erschreckt hat.

Nun bin ich alt, sehr alt geworden, und es geht mir immer das Wort von Walther von der Vogelweide im Kopf herum:

O weh, wohin verschwunden
Sind alle meine Jahr?
Hat mir mein Leben geträumet
Oder ist es wahr?

Es ist wohl beides zugleich gewesen. So schwere Schicksalsschläge können kein Traum, so gnadenvolle Erfahrung kann nicht Wirklichkeit gewesen sein. Je älter ich werde, um so mehr erschrecken mich die Kürze und Vergänglichkeit des Lebens und die Kürze menschlicher Erinnerung in der Geschichte wie im Einzelleben. Wer sind wir? Was hat Gott von uns gewollt, uns zu vollbringen aufgegeben? Ausharren – Geduld ist fast das Ganze und dazu der große Versuch der Liebe, der so selten im Leben gelingt. Und immer hallt durch die Tage und Nächte das unsterbliche Psalmwort, das auch das des Kreuzes ist: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?» Wäre er bei uns, so hätten wir das Leben, und alle Fragen würden verstummen. «Mein Gott, mein Gott –» das ist die allerletzte Frage – und nur er kann Antwort auf sie geben.

Margarete Susman

Die Schule als Trägerin des Friedensgedankens

Wenn man diese Überschrift liest, so könnte man in Versuchung kommen, ein Fragezeichen dahinterzusetzen. Die Schule als Trägerin des Friedensgedankens? Schön wäre es ja; aber wie? Die Praxis jedenfalls sieht leider oft ganz anders aus. Bevor jedoch zum Frieden er-

zogen werden kann, muß zunächst einmal zur Demokratie erzogen werden. Demokratie, wirkliche Demokratie und Frieden scheinen mir ein unteilbares Ganzes zu sein.

Für die meisten Menschen jedoch scheint «Demokratie» trotz allen gegenteiligen Beteuerungen noch ein recht abstrakter Begriff zu sein. Sonst wäre zum Beispiel die weitverbreitete Redensart von «denen da oben» nicht immer zu finden, gegen die der «Kleine Mann» ja doch nichts ausrichten könne. Daß derselbe «Kleine Mann» aber «die da oben» durch seine Wahl und Stimme selbst einsetzen und auch wieder abberufen kann, scheint noch nicht überall bekannt zu sein. Zu einer wirklich funktionsfähigen Demokratie – Demokratie ist eine Lebensform und keine Regierungsform! – gehören selbständiges Denken, Toleranz, Einsicht und Freiheitsgefühl eines jeden einzelnen.

Wir dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß lange nicht jedes Land, das sich demokratisch nennt, auch tatsächlich demokratisch ist. Das läßt unter Umständen bereits auf die Friedensliebe dieses Landes gewisse Rückschlüsse zu.

Die Erziehung zur Demokratie und damit zum Frieden muß bereits beim Kleinkind beginnen. Solange noch irgendwo in der Welt Kinder mit Kanonen, Panzern und Soldaten spielen, solange ist auch beides in Gefahr! Es *gibt* einfach kein demokratisches Heer; jede Truppe kennt nur Befehl und Gehorsam, also Diktatur. Dabei wäre es reizvoll, sich etwa vorzustellen, wie eine Kompagnie bei der Abstimmung begriffen ist, ob man nach rechts oder nach links marschieren solle.

Alle Erziehungsarbeit, auch die Erziehung zum Frieden, die weder zeitgebunden noch bewußt zu sein braucht, die vielmehr gerade durch das ständige, oft unbewußte Beispiel am wirksamsten wird, muß so früh wie möglich einsetzen. Es muß erreicht werden, daß demokratische und friedliche Gesinnung, Freiheitsgefühl und Duldsamkeit Allgemeingut *aller* Völker werden. Allerdings erreicht man das nicht durch Kriege; zunächst einmal muß man auch *bei sich selbst* anfangen.

Die Kinder aller Völker und Länder sind ihre Staatsbürger von morgen. Jedes Land ist so, wie es seine Jugend erzieht. Nicht, wer die Jugend hat, hat die Zukunft; sondern wer die Zukunft hat, hat auch die Jugend.

Wer wäre berufener, die Gedanken der Demokratie und des Friedens, der Selbständigkeit und der Toleranz im Volke zu verbreiten und zu vertiefen, als gerade der Lehrer? Wohl sollte jeder Staatsbürger auf seine Mitmenschen durch sein eigenes Beispiel erzieherisch einwirken; die Träger einer solchen Idee, der Idee des guten Willens, müßten die Lehrer sein. Ich sage bewußt nicht «die Schule». Der Lehrer hat, wie keiner im Staate sonst, die Gelegenheit – und auch die Pflicht! –, auf die jungen, unbeschriebenen Seelen, die ihm anvertraut

sind, im positiven Sinne einzuwirken. Allerdings, nur wer das Abwärts kennt, kann das Aufwärts lehren.

Die Schule von heute ist berufen, die Jugend im Sinne der Menschlichkeit und der Demokratie zu erziehen und darüber hinaus einer von unberufener Seite etwa auftretenden negativen Beeinflussung entgegenzuwirken.

Eine solche Aufgabe stellt an den Lehrer Anforderungen, die gar nicht hoch genug eingeschätzt werden können. Wer es erlebt hat, wie Lehrer ihre Geschichtsstunden für politische Propaganda- und Hetzreden ausnutzten, wie sie Turnstunden zu Wehrsport erniedrigten, wie sie es geschickt verstanden – und zum Teil auch heute noch verstehen! –, imperialistische, militaristische und andere Tendenzen ihrer gläubigen Schülerschar aufzunötigen, wird das bestätigen müssen. Nationalismus, Untertanengeist, Militarismus usw. sind nicht nur im sogenannten Tausendjährigen Reich gelehrt worden! Der vielfach zitierte Satz: «Was das Elternhaus nicht pflanzt, kann die Schule nicht pflegen», gilt hier meines Erachtens nur bedingt.

Der Lehrer von heute muß eine Persönlichkeit von Format sein. Er muß frei sein von Intoleranz und allen Fehlern und Vorurteilen, die zu bekämpfen seine Pflicht ist. Er muß fest in der Gegenwart stehen, ein klares Urteil für die Vergangenheit und einen sicheren Blick für die Zukunft haben. Er hat die Jugend von Anfang an zum Politischen überhaupt – nicht zur Parteipolitik! – zu erziehen, ihr Verständnis für die Probleme der Gegenwart und Zukunft zu wecken und sie so zu behandeln, daß ihnen Demokratie und demokratische Gesinnung zur Selbstverständlichkeit werden.

Es sind also sehr hohe Anforderungen, die an den Lehrer von heute gestellt werden müssen. Es geht hierbei nicht nur um Leistung und pädagogische Befähigung, sondern darüber hinaus auch noch um Gesinnung. Allerdings eine Gesinnung, die nicht als «Pflichtgesinnung» von Staates wegen auf sich genommen werden muß, sondern die in Haltung, Rede und Beispiel ständig, bewußt und unbewußt, zutage treten soll.

Lehrer waren es, die Untertanen erzogen haben; Lehrer müssen es sein, die die Jugend zu Selbständigkeit, Toleranz und Menschlichkeit, zu freien, demokratisch denkenden und fühlenden Staatsbürgern erziehen!

Wenden wir uns zum Beispiel einmal dem Geschichtsunterricht zu. Zunächst müssen wir uns darüber klar werden, daß es eine «Geschichte an sich» eigentlich nicht gibt, sondern nur eine Geschichtsdarstellung. Diese Geschichtsdarstellung kann jedoch immer nur subjektiv sein und ist meist mehr oder minder zweckgebunden. Daß «Geschichte» und ihre Gestalten nach der jeweils vorherrschenden und gewünschten Situation verschieden bewertet und dargestellt werden, hat eben jene «Geschichte» des öfteren an sich selbst bewiesen. Sei es, daß

Karl der Große als Sachsenschlächter bezeichnet, Friedrich der Große zu Friedrich II. erklärt wird und dergleichen mehr. Ähnliche Fälle wird man überall in der Weltgeschichte und ihren Lehrbüchern vorfinden. Es hat eben jedes Ding seine zwei Seiten; und der Held von Karthago, Scipio Africanus, ist gleichzeitig auch sein Zerstörer und Vernichter gewesen.

Menschen sind es, die Geschichte machen, und Menschen sind es, mit denen Geschichte gemacht wird. Über dem Menschen aber steht Gott! Wir können nicht Gott verantwortlich machen wollen für die Dinge, die wir Menschen in überheblicher Verblendung selbst verbrochen haben. Mit einem Messer kann man zweierlei: Morden und Brot schneiden. Die Entscheidung hierüber liegt einzig und allein beim Menschen; die Verantwortung vor Gott kann ihm allerdings niemand abnehmen. Diese Dinge zu klären, und zwar bis ins letzte zu klären, wäre Aufgabe des Religionsunterrichtes und wohl auch der Kirche. Es wird mit dem Christentum viel Schindluder getrieben!

Der Geschichtsunterricht auf unseren Schulen, die Geburtshilfe für eine angeblich angeborene Mentalität, bedarf einer grundlegenden Reform. Wenn es keine Geschichte an sich, sondern nur eine Geschichtsdarstellung gibt, so müssen wir uns darüber klar sein, daß diese Geschichtsdarstellung jeweils von der geistigen und wohl auch politischen Haltung des Darstellenden und seines Volkes abhängig ist. Jedes Volk betrachtet und lehrt die Geschichte – und nicht nur die eigene – gemäß seinen eigenen Interessen. Diese Einstellung basiert aber zu einem großen Teil auf einer Anzahl von Vorurteilen.

Diese Vorurteile und ihre unheilvolle Wirkung auf Geschichte und Politik – welche ja im Grunde nur die «Geschichte» der Gegenwart ist, müssen wir aufsuchen und schonungslos anprangern. Selbstverständlich sind solche Vorurteile nicht nur bei unserem eigenen Volke zu finden; wir aber kennen uns und können deshalb diese am deutlichsten bei uns selbst erkennen.

Da wäre zunächst der *Nationalstolz*. Wir sind stolz darauf, Deutsche zu sein; stolz darauf, einem Volke anzugehören, von dem man gelernt hat, daß es auf jedem Gebiete das fortschrittlichste, vollkommenste, geistig hochstehendste sei. Man ist stolz darauf, einem Volke anzugehören, das sich selbst gern als das «Volk der Dichter und Denker» bezeichnet hat – bis auf die Zeiten, in denen es nicht gedichtet und nicht gedacht hat; aber die vergißt man. Man ist schließlich stolz darauf, aus dem gleichen Volke hervorgegangen zu sein, dem ein Goethe, Schiller, Lessing, Luther, Nietzsche und andere mehr entstammen. Kurzum, man hat allen Grund, stolz zu sein; so glaubt man, und so hat man es ja auch gelernt.

Daß ein solcher Stolz leicht dazu führen kann, von ahnengetragenen, hohem Podest erhobenen Hauptes auf alles «Undeutsche» und «Artfremde» mehr oder minder erhaben herabzublicken, hat nicht nur

die jüngste Vergangenheit gezeigt. Der Nationalstolz aller Völker läßt sich so leicht nicht unterkriegen, und klappt einmal etwas nicht so, wie man es sich wohl gedacht hatte, so sind *immer* die anderen schuld!

Was gibt dem Menschen eigentlich das Recht, stolz zu sein auf etwas, was er nicht selbst geleistet hat? Wie kann sich ein Sohn erdreisten, auf seinen Vater stolz zu sein, weil dieser vielleicht klug, wohlhabend oder sonst etwas ist? Worin liegt das Verdienst dieses Sohnes? Etwa darin, daß er *zufällig* der Sohn dieses, seines Vaters ist? Es dürfte doch wohl etwas reichlich unverfroren erscheinen, wollte ein Kind ob seines Vaters Position oder Geldbeutel anmaßend oder stolz auftreten, oder wollte es sich mit dessen Werken brüsten. Sollte das bei der Volkszugehörigkeit etwas anderes sein?

Gerade die Großen im Geiste waren fast immer Weltbürger. Sie kannten keinen billigen Nationalismus und damit auch keinen Nationalstolz. Sie liebten ihre Heimat als das Land, in dem ihre Wiege stand, als eine schöne Erinnerung an Kindheitstage. Ihre Heimat aber waren Welt, Menschheit, Geist!

Alle großen Erfindungen und Entdeckungen, alle wahre Wissenschaft und Religion, aller menschliche Geist und Glaube waren und sind international. Geist kennt keine trennenden, sondern nur verbindende Grenzen! So müssen wir Menschen versuchen, nicht in stolzer «Beschränktheit» nur uns selbst, unser eigenes Land, unsere Grenzen, unsere großen Fähigkeiten und Möglichkeiten zu sehen, sondern uns zu betrachten als Glieder eines Ganzen; als Glieder der Menschheit. Ohne Stolz, ohne Überheblichkeit mögen zum Beispiel *wir* uns bewußt werden, daß unsere Wiege – zufällig! – in Deutschland stand; daß wir aber nicht berechtigt sind, deshalb auf unser Land und unser Deutschtum irgendwie stolz zu sein. Das darf man nur auf *eigene* Leistungen.

Zum zweiten zu erwähnen wäre der *Heldenkult*. Helden sind Menschen, die tot sind. So hat man es in den meisten Ländern der Erde gelehrt und tut es zum Teil auch noch heute. Wie steht es denn nun wirklich mit dem Heldentum? Besteht es tatsächlich im Sterben und Totsein, oder etwa im Leben?

Es ist eine typisch deutsche Eigenschaft, für alles mögliche sterben zu wollen, für das es sich eher verlohnte zu leben. Doch das möge nur am Rande erwähnt bleiben.

Liegt zum Beispiel irgendein Heldentum darin, im Kriege von einem blindlings dahersausenden Granatsplitter zerfetzt zu werden? Ist es heldenhaft, auf Befehl vorwärtszustürmen, wenn man die Wahl hat, vorne vielleicht, hinten aber bestimmt – nämlich wegen Feigheit vor dem Feind –, erschossen zu werden? Ist es vielleicht eine Heldentat, auf einen ahnungslos durch den Wald trottenden gegnerischen Essenholer zu schießen? Oder ist dieser nun ein Held, weil er ja «für das Vaterland gefallen» ist? Es sind in diesem wie auch im vorigen

Kriege große Taten vollbracht worden, einfach weil sie leider notwendig waren. (Nicht die Kriege, sondern eben diese Taten im Rahmen des Ganzen.) Die Leistungen und Opfer zum Beispiel der deutschen Soldaten sind unermesslich gewesen, und niemand soll und darf sie schmälern. Aber mit dem Begriff des Heldentums müßte man wohl doch etwas vorsichtiger umgehen.

Der überlebende Schwerversehrt, die für ihre Kinder sich abmühende Witwe, der von Haus und Hof vertriebene Flüchtling, sie alle sind im täglich sich erneuernden Kampf um das Dasein größere Helden als die von einer Granate in ihrem Bunker zerfetzten Opfer eines offenbaren Wahnsinns. Heldentum kann notwendigerweise nur da entstehen, wo eine Gefahr oder eine Schwierigkeit *freiwillig* und mit *voller* Überlegung und Kenntnis aller Hemmnisse zu einem ganz bestimmten höheren Zweck angegangen wird. Geltungstrieb ist ebensowenig heldisch wie Tollkühnheit. Beide entspringen einer geistigen Unterlegenheit, während der Held sich gerade durch seine geistige Überlegenheit der Gefahr gegenüber auszeichnet.

Der Sanitätsgefreite, der einen Verwundeten aus dem Minenfeld freiwillig und unter Einsatz seines eigenen Lebens herausholt, um ihm zu helfen, ist ein Held; nicht aber der auf blinden Gehorsam gedrillte oder vielleicht auch nur zufällig hineingeratene Soldat.

Helden sind Menschen, die leben! Leben für eine Idee, eine Aufgabe, eine große Tat. Ein Held wird niemals mit seinen Taten prahlen; ungern wird er davon sprechen, da er nur etwas ihm Gemäßes, ihm Selbstverständliches getan hat.

Als Dritten im Bunde nennen wir den *Personenkult*. Manchmal scheint es so, als wenn der Durchschnittsbürger einen sichtbaren Gott haben müsse. So darf man wohl den Personenkult mit Fug und Recht als den «Fetischismus des Untertanen» bezeichnen. Wir zum Beispiel in Deutschland hatten einen «herrlichen» Kaiser, einen «eisernen» Kanzler, «stolze» Generäle, einen «von Gott gesandten» Führer und ähnliche Erscheinungen, die in ehrfürchtigem Staunen als selbstverständlich empfunden und entsprechend beweihräuchert wurden. Dabei wagt man es sich gar nicht auszudenken, daß derartige «Obrigkeiten» auch nur Menschen sind; und die alleinige Vorstellung etwa eines so erlauchten Körpers in der Badewanne plätschernd dürfte bereits einer Gotteslästerung gleichkommen. Übrigens bezieht sich dieser Personenkult nicht nur auf die sogenannten «Obrigkeiten»; aber es gibt nun einmal allerorten Menschen, die stets zu irgend jemandem andächtig aufblicken, wie andere sich wiederum über alle und alles erhaben dünken müssen.

So konnte es bei uns in Deutschland zum Beispiel noch vor nicht allzu langer Zeit geschehen, daß ein Schüler seinen Lehrer nicht essen sehen durfte. Das Odium der erhabenen, erlauchten Person hätte sonst Einbuße erleiden können, wenn die Untertanen – in diesem Falle also

die Schüler – etwa auf den Gedanken gekommen wären, daß ihr Lehrer auch nur ein Mensch sei. So absurd und so albern uns das heute vorkommt, so ist es doch Tatsache, und es gibt in anderen Bereichen des Lebens heute noch ähnliche Fälle; allerdings nicht bei den Lehrern!

Es gibt Länder, in denen gekrönte Häupter – von Ministern, Prinzen, Parteiführern usw. gar nicht zu reden – zwanglos durch die Straßen gehen, um ihre Besorgungen zu machen, und sie gebärden sich dabei durchaus wie normale Durchschnittsbürger. Als solche, als ihresgleichen werden sie auch von ihren Mitmenschen angesehen. Leider verstehen es eben nicht alle Menschen, zwischen der Würdigung und der Anerkennung einer tatsächlichen Leistung einer Person und ihrer Anbetung einen Unterschied zu machen.

Wollen wir Menschen aber unsere innere und äußere Freiheit wiedergewinnen, wollen wir die Persönlichkeit in uns selbst und in unserer Jugend wecken, so müssen wir uns zwangsläufig von dem Fetischismus der Person frei machen. Erkennen wir doch, daß wir *alle* Menschen sind, und daß wir alle vor Gott und dem Gesetz gleich sind! Dann wissen wir auch, wofür und wovon wir unsere Freiheit zu ersehnen haben: Freiheit zum Menschsein, Freiheit von Not, Furcht und Bedrückung! Solange aber noch irgendwo in der Welt Menschen stundenlang stehen, um einem Menschen zu huldigen, solange sind wir von diesem Ziele noch weit entfernt!

Unser nächster Gedanke gilt dem *Uniformismus*. Der Uniformismus ist eine Krankheit, die leicht zur Seuche werden kann. Ihr Erreger ist der Uniformist. Ganze Völkerstämme wurden bereits Opfer dieser jede Individualität tötenden, Unfreiheit bringenden, alles nivellieren wollenden Epidemie. Wer von ihr befallen wird, kennt keine Menschen mehr; er sieht nur noch Uniformen und zählt, gleichsam abschätzend und wägend, nur noch die blanken Knöpfe, Sterne und Tressen und wird so selbst zum Uniformisten.

Bei uns in Deutschland gab es zum Beispiel einmal eine Zeit, in der ein Minister lieber in der Uniform eines Leutnants herumstolzte als im ministeriellen Zivil. So konnte es geschehen, daß die Persönlichkeit nichts, die Uniform aber alles war; daß Geist durch stramme Haltung ersetzt und Mütter für das Kinderkriegen mit Orden belohnt wurden. Aber nicht nur bei uns.

Neben dieser äußeren Uniform gibt es auch noch eine Uniform des Geistes. Übrigens ist es erstaunlich, wenn auch nicht gerade verwunderlich, zu welcher Autorität bei uns in Deutschland eine Mütze, etwas buntes Tuch, ein paar blanke Knöpfe, einige Litzen und Sterne kommen konnten. Die Geschichte des «Hauptmanns von Köpenick» ist hierfür nur ein allzu deutliches Beispiel. Warum muß zum Beispiel ein Mann, der Briefmarken verkauft, eine Uniform tragen? Warum muß sich ein Parkwächter erst seine kokardengeschmückte Mütze aufstülpen und «dienstlich werden», wenn er einem Unbefugten das Betreten

der Rasenfläche untersagen will? Was tut es dabei schon, wenn dieser Hüter heiliger Ordnung selbst über den Rasen geht, um den Unbefugten zu verwarnen. Er ist ja befugt; er trägt eine Mütze; er ist im Dienst! Die Uniform rechtfertigt alles.

Erschlägt jemand seinen Nachbarn, so ist das Mord. Trägt dieser Jemand aber eine Uniform und ist vielleicht Krieg, so ist er möglicherweise schon wieder ein Held. Uns Deutschen ist von Kind auf ein unheimlicher Respekt vor jeder Uniform anezogen worden. Noch heute droht manche Mutter ihrem unfolgsamen Kinde mit dem Uniformisten: «Wart, ich sage es dem Schaffner!» oder «Das werde ich dem Schutzmann sagen!» sind so einige dieser Wendungen.

Wenn auch viele Uniformen völlig überflüssig sind, so wird man doch für gewisse Aufsichtsposten nicht ganz auf sie verzichten können, zum Beispiel bei der Polizei. Entscheidend jedoch ist, was ihr Träger aus ihr macht; ob er also ein Uniformist ist oder ein *Mensch*, der zufällig eine Uniform tragen muß.

Damit aber kommen wir zur *Tradition*. Nationalstolz, Heldentum, Personenkult und Uniformismus sind wohl die Hauptträger dessen, was man allgemein in der Welt mit «Tradition» zu bezeichnen pflegt. Tradition aber heißt: Überlieferung des Althergebrachten, der Vergangenheit. Dabei wird leider oft allzu gern übersehen, daß diese Vergangenheit das Gestern ist, und daß es schließlich nicht angeht, ständig an diesem Gestern und Vorgestern festhalten zu wollen. Der gereifte Mensch weiß, daß er in seiner Jugend manche Torheit begangen hat. Warum sollte das bei einer Summe von Menschen, bei einem ganzen Volke anders sein?

Nur aus der Erfahrung kann man lernen. Diese hat aber doch wohl schon hundertfach gezeigt – und zeigt es immer wieder –, daß man mit dem Blick nach rückwärts, mit dem ängstlichen Festhalten am Gestern nicht vorwärtsschreiten kann, und daß das Gewesene nicht immer das Erstrebenswerteste ist; ja, daß es oft sogar besser wäre, unter dieses Gestern einen dicken Strich zu ziehen und das Heute anders und besser zu beginnen. Jeder vernünftige Mensch für sich handelt so, warum sollte ein ganzes Volk das nicht auch können? Das soll nun nicht heißen, daß man unangenehme Erinnerungen einfach auslöschen darf. Im Gegenteil, wir müssen unsere Fehler erkennen, um aus ihnen zu lernen, wie man etwas *nicht* machen soll oder darf.

Es gibt Völker, die sehr stark an ihrer Tradition hängen, sie aber trotzdem nicht ständig im Munde führen, und wieder andere, von denen man geneigt ist anzunehmen, daß sie überhaupt keine Tradition in unserem Sinne haben. Es ist bestimmt kein Zeichen von Schwäche oder gar Dekadenz, wenn Völker und Länder bewußt auf eine Tradition und deren Kult verzichten. Nur der Schwache und Unfreie bedarf der Stütze, und nur der Gedankenarme sucht diese in der Vergangenheit, da ihm die Gegenwart nichts zu bieten vermag.

Wir Deutschen haben gelernt, daß *wir* das Herz Europas sind – obwohl es andere Völker gibt, die genau dasselbe von sich behaupten, zum Beispiel die Schweiz –; man hat uns glauben gemacht, daß am deutschen Wesen dereinst die Welt genesen würde. Heute bereits wollen wir wieder Europa retten. Wir sind der Meinung, daß es ohne uns einfach nicht ginge. Ob das aber wirklich so ist?

Das soll nun keineswegs bedeuten, daß wir ein sterbendes Volk sind, im Gegenteil. Vielleicht stehen wir gerade jetzt erst im Anfang unserer Blüte. Wer kann das wissen? Wir müssen uns nur einmal mit dem schwer eingehenden Gedanken vertraut machen, daß die Weltgeschichte auch ohne uns durchaus ihren Gang weitergehen würde. Dann finden wir vielleicht auch eher unseren rechten Platz im Völkerkonzert. Sicherlich haben wir Aufgaben, mehr als genug sogar! Aber diese Aufgaben betreffen uns ganz allein. Wir haben allesamt – und das gilt nun wieder für alle Völker! – genügend vor den eigenen Türen zu kehren, als daß wir noch Muße hätten, *anderer* Leute Schmutz fortzuräumen!

Doch, was hat das nun eigentlich mit unserem Thema zu tun? Nun, wenn die Schule Trägerin des Friedensgedankens werden soll, dann bedarf es zunächst einmal einer gründlichen Revision des Geschichtsunterrichtes und der einschlägigen Lehrbücher. Für die eben aufgezeigten Vorurteile darf kein Platz mehr sein. Es ist der Ehrgeiz aller Geschichtslehrer und Literaten, die Weltgeschichte und besonders natürlich die Geschichte des eigenen Landes so lückenlos wie möglich zu lehren. Geschichte, die in ihrer Darstellung immer nur aus Kriegen, möglichst vielen Siegen und «großen Männern» besteht. Vom Leben der Völker, vom «einfachen Mann auf der Straße», seiner Umgebung, seiner Lebensweise wird wenig oder kaum etwas gelehrt. Geschichtszahlen werden auswendig gelernt, Daten eingeprägt – zum Beispiel «um 1100 v. Chr. die Dorische Wanderung»; aber warum fand sie eigentlich statt?

Der Begriff einer Kausalität, eines folgerechten Ablaufes in der Geschichte, eines ständigen Wechsels von Wirkung und Ursache wird nicht oder nur ganz selten erwähnt. Entweder, weil man sich dieser Kausalität gar nicht bewußt war, oder aber, weil man sie kurzerhand leugnete. Auch sind viele Menschen der Meinung, daß die Geschichte, ihre Darstellung und der Geschichtsunterricht – wie ich eingangs schon sagte, der Geburtshelfer für eine angeblich angeborene Mentalität eines Volkes – dem eigenen Volke dienen müsse und nicht der ganzen Menschheit. Nur eine Geschichtsdarstellung und Lehre aber, die dem Menschentum als solchem dient, kann es sich leisten, auf zweckgebundene Geschichtsfälschungen zu verzichten.

Vielleicht wäre es sogar besser, die Geschichte rückwärts zu lehren, das heißt von der Gegenwart auszugehen, diese genügend zu betrachten und zu durchforschen, dann die Ursachen für das gegenwärtige

Geschehen in der Vergangenheit zu suchen, noch weiter zurückzugehen und so fort. Merkwürdigerweise scheint die alte pädagogische Forderung, vom Bekannten auszugehen, für den Geschichtsunterricht auf den Schulen nur sehr bedingt Geltung zu haben.

Aufgabe der Schulen aller Länder müßte es sein, einzelne besonders typische und wichtige Punkte der Vergangenheit episodenhaft herauszuschneiden, das Leben und Treiben dieser Zeit so anschaulich wie möglich zu schildern unter besonderer Berücksichtigung des Kausalitätsverhältnisses und der bereits erwähnten Tatsache, daß es Menschen sind, die Geschichte machen, und ebenfalls Menschen, mit denen Geschichte gemacht wird. Man sollte weniger die Kriege und Siege lehren als vielmehr von dem Unglück, der unendlichen Not und dem Verderben künden, die alle Kriege mit sich bringen. Der alte Spruch «Si vis pacem para bellum» hat sich im Laufe der Geschichte immer und immer wieder als falsch erwiesen. Man darf nicht, wenn man den Frieden will, den Krieg vorbereiten; das ist ein Widersinn! Wer den Frieden will, muß auch den Frieden vorbereiten. Diese Vorbereitung muß bereits beim Kleinkinde beginnen und ist auf der Schule ernsthaft und mit allen Mitteln fortzusetzen. Es gibt kaum ein Fach, in dem sich nicht von dem Elend und der Not eines *jeden* Krieges künden ließe!

Die Achtung vor dem Menschenleben, der Individualität und dem Eigentum sollte geweckt werden. Es sollte weniger eine Landesgeschichte als eine erdteilmäßig, geographisch gebundene Geschichte gelehrt werden. Darüber hinaus sind besonders wichtige Ereignisse der Weltgeschichte zu berücksichtigen. Der chronologische Geschichtsunterricht könnte meines Erachtens ohne Schaden den Hochschulen und Universitäten vorbehalten bleiben, obwohl auch hier zu überlegen wäre, ob der andere Weg nicht doch der günstigere ist.

Werden Helden benötigt, so gibt es deren genügend, die für den Frieden und für das Wohl der Menschheit gearbeitet haben. Leider sucht sich die Jugend heute noch immer ihre Vorbilder aus der Gangsterliteratur und den einschlägigen Filmen. Ein Blick in die Auslagen unserer Spielwarengeschäfte zeigt noch ein übriges: Die Erziehung der Jugend zum Frieden scheint manchen Kreisen gar nicht erwünscht zu sein. Kriegsbücher, «Aber-schön-war's-doch-Geschichten» sogenannter wohlmeinender Onkel, Kinderlieder wie «Wer will unter die Soldaten» oder das Weihnachtslied, das da sagt «Trommel, Pfeifen und Gewehr . . .» usw., sie alle sind mitschuldig. Mitschuldig ist aber auch das Elternhaus, oder sagen wir lieber: mitverantwortlich! Ich wiederhole: Was das Elternhaus nicht pflanzt, kann die Schule nur sehr schwer pflegen. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf ein Büchlein von Kurt-Gerhard Islar, das unter dem Titel «Kennst du dein Kind?» kürzlich im Verlag Leonhard Friedrich, Bad Pyrmont, erschienen ist. Die meisten Eltern kennen ihre Kinder tatsächlich *nicht* und machen

die Schule für alles verantwortlich. Wohl könnte – und sollte! – die Schule die Trägerin des Friedensgedankens sein, aber auch dem Elternhaus fällt hier eine ganz besonders wichtige Rolle zu. Ich sage *noch* einmal: Kino, Literatur, Spielzeug!

Ich selbst und viele meiner Kollegen haben den Kindern Pistolen und ähnliches Schießzeug, das sie mit in die Schule gebracht haben, stets abgenommen. Mit einem Stückchen Holz und dem bekannten «Piff-paff-puff» fängt es an; dann muß es eine Knallplättchen- oder wenigstens eine Wasserpistole sein; bald genügt diese dem Kinde nicht mehr, und es hat eine Knallkorkenpistole; dann kommt der Tesching, das Luftgewehr – und die weitere Entwicklung liegt klar auf der Hand. Ob es wirklich keine besseren Spiele für unsere Kinder gibt, als «Tot-schießen» zu spielen? Nun, es gibt Lehrer, die ihren Klassen das ganz klar und offen sagen, und manchmal haben sie sogar Erfolg damit. Es läßt sich schon so manches machen in der Schule, und es geschieht auch manches. Aber, und ich muß das einmal ganz offen aussprechen, es sind nur wenige Lehrer, die diese Wege gehen. Auch das kann man ihnen übrigens kaum verdenken. Die Lehrer sind heute weitgehend zum Prügelknaben der Öffentlichkeit geworden, und diese Öffentlichkeit kritisiert oftmals in völlig unverständlicher und unbegreiflicher Weise an den Maßnahmen der Schule herum. Doch, das gehört jetzt nicht hierher.

Die wichtigste Aufgabe für die Schulen in aller Welt – wenn sie wirklich Trägerinnen des Friedensgedankens sein wollen –: Erzieht eure Kinder zunächst einmal zu *Menschen*, dann erst zu Deutschen, Engländern, Russen oder Franzosen! Macht euch und eure Schüler frei von Ismen und Dogmen; gebt ihnen anstelle von Programmen und Rezepten die Fähigkeit zu denken! *Wenn* ihr aber Programme geben wollt, dann bitte nicht nur das eine, das staatsgewollte.

Was der Jugend von heute fehlt, ist die Idee, nicht das Schema. Aufgabe der Schulen sollte es sein, ihr eine Idee zu geben, diese mit Inhalt zu füllen und die Kinder zu weiterem, eigenem Ausbau dieser Idee anzuregen. Ein innerlich freier Mensch, der selbständig denken kann und dem man schon früh die Möglichkeit gab, sich ohne Zwang und Dressur zu entwickeln, der befreit wurde oder sich selbst freimachen konnte von all den aufgezeigten Vorurteilen, *kann* gar nichts anderes sein als Demokrat. Das zu erreichen ist die Aufgabe der Schule.

Vielleicht sollte man neben dem Geschichtsunterricht noch die Staatsbürgerkunde oder Gegenwartskunde einführen. In manchem anderem Lande gibt es das bereits seit langem. Hier könnte der Schuljugend Gelegenheit gegeben werden, bewußt und unter sachgemäßer Anleitung des Lehrers die Probleme der Gegenwart zu erkennen und verstehen zu lernen. Aus dieser Erkenntnis der Gegenwart heraus ergibt sich fast ganz von selbst ein klarer Blick für die Zukunft, ihre

Forderungen an den einzelnen und ihre Aufgabe für die Gesamtheit. Wenigstens eine Stunde in der Woche sollte diesem Fach zur Verfügung stehen.

Den Abgangsklassen wäre in dieser Hinsicht besondere Sorgfalt zuzuwenden. Hier liegt meines Erachtens für die Volksschule die Wurzel zur Lösung des sogenannten Schulentlassenenproblems. Bevor ein Junge oder ein Mädchen die Schule verläßt und in das «feindliche» Leben hinaustritt, muß es gründlichst vorbereitet werden auf das, was ihm bevorsteht. Es liegt in uns Deutschen, daß wir meist viel zu abstrakt sind. Auf das Konkrete aber kommt es an; wenigstens zunächst einmal.

Die Stadt Hamburg hat ihren Schulabgängern Ostern 1951 ein Lesebuch mit auf den Weg gegeben: «Der große Auftrag». Im Vorwort wird dann erklärt, was das für ein Auftrag ist, den die Schulbehörde ihren Schulabgängern erteilt. Unter anderem heißt es da: «Ihr seid aufgerufen, neue Wege im politischen Leben zu beschreiten und eine friedliche Welt aufzubauen, die durch eine neue, bessere Ordnung im Zusammenleben der Völker garantiert wird.» Ein ausgesprochenes Anti-Kriegsbuch. Ein verheißungsvoller Anfang; mehr aber auch nicht. Bereits im nächsten Jahre, also Ostern 1952, ist es nicht mehr ausgegeben worden. Die EVG und die damit verbundene Wiederbewaffnung warfen ihre Schatten.

Man müßte die Schüler und Schülerinnen der Oberklassen vertraut machen mit den Programmen und Grundgedanken der verschiedenen Parteien; keinesfalls nur einer! Es muß ihnen damit die Möglichkeit gegeben werden, sich selbst zu entscheiden, wenn sie einmal wahlberechtigt sein werden. Begriffe wie Kapitalismus, Marxismus, Kollektivismus, und wie diese Ismen alle heißen mögen, wären objektiv zu klären, auf daß sie nicht auch weiterhin als mißverständene Schlagwortgespenster in den Gehirnen unserer Jugend – und nicht nur dieser! – herumgeistern. Man frage doch nur einmal zehn Menschen, was eigentlich «Demokratie» sei; die Antworten würden zumindest originell ausfallen! Die Menschenrechte wie auch das Grundgesetz sind zu behandeln, wobei auch ganz besonders auf den Paragraphen zu verweisen wäre, der eine Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen zuläßt. Es ist nicht schwer, einem Kinde verständlich zu machen, daß Kriegsdienstverweigerung niemals Feigheit sein kann. Sie alle wissen, daß Neinsagen viel, viel schwerer ist als einfach mitzumachen.

Ich glaube, so ließen sich noch manche Beispiele finden, wie und auf welche Art die Schule heute mithelfen könnte zu einer wirklichen staatsbürgerlichen Erziehung unserer Jugend und – sagen wir es frei heraus – zu einer Pazifizierung unseres Volkes. Ich weiß, daß es bereits viele Lehrerinnen und Lehrer gibt, die in diesem Sinne arbeiten. Nur die völlige politische Unwissenheit – nicht nur der Jugend! – hat uns letzten Endes dahin gebracht, wo wir heute stehen.

Fassen wir also zusammen, indem wir unser Thema noch einmal als Frage nehmen: Ist die Schule heute Trägerin des Friedensgedankens? Und wir müssen betrübt feststellen: Nein, sie ist es noch nicht! Sie könnte, sollte und müßte es sein. Wollen wir dankbar anerkennen, daß bereits eine ganze Anzahl von Lehrerinnen und Lehrern auf dem Wege hierzu ist; dagegen aber steht die große Zahl derjenigen, die in allen Ländern der Erde nach wie vor in ausgetretenen Pfaden unterrichten, die Haß predigen, die in Vorurteilen leben und diese bedenkenlos an die Jugend weitergeben. Unterstellen wir ihnen gerne, daß sie es im besten Glauben tun.

Unsere Forderung jedenfalls darf nicht verstummen; sie muß lauter und lauter werden: Die Schule muß die Trägerin des Friedensgedankens sein! Was sie sät, wird eine glücklichere Zukunft ernten.

Magister

Antwort auf eine Frage

Das «Offene Wort» von Albert Böhler im 3. Heft der «Neuen Wege» bezieht sich fast ausschließlich auf mir fälschlich zugeschriebene Ansichten. Ich halte es daher nicht für zweckmäßig, darauf einzugehen, und beantworte nur kurz die Hauptfrage, die er mir stellt, obwohl auch dies aus meinem Aufsatz ersichtlich war.

Ich halte nach wie vor jedes Rüsten als mit dem Geiste Christi unvereinbar; ich billige weder die Rüstungen des Westens noch die des Ostens; ich bin nicht für die deutsche Remilitarisierung.

Meine Ausführungen wollten weder eine Sicht der politischen Weltlage geben noch eine erschöpfende Behandlung der Remilitarisierungsfrage sein. Ich wollte nur das sagen, was man im Westen kaum weiß. Ich fühlte mich verpflichtet, im Namen vieler Christen zu sprechen, die sich heute in der Tschechoslowakei nicht hören lassen können. Wie notwendig dies ist, beweist Albert Böhler mit seinem Schlußabsatz durch seine Vorstellung dessen, was unter einem totalitären Regime möglich ist. Wenn das Zeugnis der Wahrheit dort heute stumm ist, so nicht weil es nicht vorhanden wäre, sondern weil es die Machthaber mit perfiden Mitteln ersticken. Ich erinnere an die zahlreichen Zeugnisse von wahrhaften Menschen aus Hitlerdeutschland, so wie wir sie heute unter anderem in der schönen Dokumentensammlung «Das Gewissen steht auf» finden. Wer von uns hat damals von diesen Tapferen gewußt? Und doch lebt heute ihr Vermächtnis. Darin eben liegt das wunderbare Wirken Gottes, daß Er die Mächtigen, die Unterdrücker des Geistes, früher oder später stürzen läßt und das Erstickte, das Gekreuzigte, zu neuem Leben erweckt.

Ostern 1955.

Premysl Pitter